Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 16 (1926)

Heft: 27

Rubrik: Aus der politischen Woche

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 19.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

noch, und schon schlich ein fahles, blasses Morgenlicht um die Ede, der Berkünder eines neuen Tages; was wird er bringen? Unermüdlich wurde die ganze Nacht hindurch gearbeitet, die Straßen vom Schutt geräumt, um neuem Platzu machen.

Ungeheure Schlammassen bebeden die Gärten und Felder, einen widerlichen Modergeruch verbreitend. Das ganze Modiliar verschiedener Wohnungen ist zerstört; die Bewohner derselben besitzen keine Rleider mehr als diesenigen, die sich gerade auf sich trugen. Das Steinpssafter ist vielerorts aufgerissen und große Löscher in die Straße gefressen; Gartenzäune und Betonmauern sind eingedrückt; in der Sägerei wurden große Baumstämme einfach fortgespült, das aufgeschichtete Holz unterwühlt und zum Teil fortgetragen. Bor dem Dorf, in einer etwas tieser gelegenen Matte, bildete sich ein großer See und daneben ein riesiges Schuttsseld, Getreide und Mattland vernichtend. Dafür liegen entwurzelte und geschälte Tannen umher. Die Straße nach Holderbank wurde in einer Breite von zirka 20 Meter und ebensolcher Tiese aufgerissen und bietet einen erschütternden Anblick. Die mit Quadersteinen

versehenen Uferböschungen wurden fortgerissen, Brücken weggespült oder stark beschädigt. Nicht minder hauste das Unwetter in Holderbank und Mümliswil. Der Schaden ist

vorläufig nicht übersehbar.

Im Laufe der folgenden Tage trafen noch Feuerswehrmannschaften ein von Lüterkofen, Lüßlingen, Anburgs Buchegg und Aarau, und fanden überreiche Arbeit. Ebenfalls wertvolle Silfe leistete das Militär, und mit jugendlichem Eifer betätigten sich Kantonsschüler von Solothurn an den Aufräumungsarbeiten; später auch die höheren Klassen der Balsthaler Schulen. Unglaubliches muß an Butarbeit geleistet werden. Ganze Berge von verschlammten Waren, Büchern, Akten und sonstigen Artikeln werden per Auto fortgeführt und es wird noch Tage, vielleicht Wochen dauern, bis das Notwendigste wieder einigermaßen hergestellt ift. Die verheerten Felder werden vielfach für dieses Jahr ertraglos sein, und der Fleiß vieler Jahre ist manchenorts vernichtet. Mit stiller Ergebenheit trägt die Bevölkerung das schwere Unglud und flusternd geht die Mähr im Dorf, daß nur einen das Unheil nicht verwundere, weil sich wieder einmal eine uralte Sage bewahrheitet habe; wenn nämlich jemand eine sonst grüne Pflanze weiß wachsen sebe, so bedeute das für die Gegend ein Unglück. In der Tat will er im Bergwald oben ein Tännchen gesehen haben, das vollständig weiß und dabei doch lebensfähig gewesen fei, denn er habe fein Wachstum verfolgt.

Auf jeden Fall ist das Unglück schwer, das über die Gegend niederging, und wer Nächstenliebe nicht bloß ein schönes Wort sein lassen will, steure sein Scherflein bei zur Linderung der großen Not, dankbar, daß er von Aehnlichem bis jeht verschont blieb.

Aus ber politischen Woche.

Im Reiche Muffolinis.

Auf Italien sind heute die Augen der Gläubigen und der Ungläubigen gerichtet. "Seht, was der Wille eines Einzelnen vermag! Italien blüht auf und wird ein reiches Land!" so triumphieren die Freunde der Diktatur und der Zwangsordnung! Die andern: "Es ist dies alles Schein, der kläglich vergehen wird. Italien wird wohl reicher an Gütern, aber ärmer an Charakter. Eines Tages müssen sich die Sünden wider die Freiheit des Geistes rächen!" Neben entschiedenen Anhängern Mussolinis und entschiedenen Gegnern gibt es eine größere Menge noch, die sich keine Meinung bilden kann oder will. "Warten wir ab", ist ihre Auskunft.

In der Tat: Mussolini ist für die Welt ein Experiment. Dittaturen hat es zu allen Zeiten zur Genüge gegeben;



Von der Wetterkatastrophe in Balsthal.

aber nicht alle Zeiten reagieren gleich, und so braucht nicht notwendigerweise jede Diktatur dieselbe Wirkung zu haben. Wir sind tatsächlich auf das Abwarten angewiesen.

Unsere Zeit der Plutofratie scheint den Diftaturen gunftig zu fein. Die Geldbesiter aller Länder haben bas gemeinsam, daß sie durch ihr Geld andere für sie arbeiten laffen möchten, und wieder ein Charafteriftifum unferer Beit ist dies, daß sich die Arbeitenden so ziemlich überall auf der Welt wehren, für andere und nicht für sich allein zu arbeiten. Das bedingt den Streit zwischen Kapital und Arbeit und bedingt die Wirtschaftskrisen, die Arbeitskämpfe und die Arbeitsverdroffenheit der großen Maffe. Der muß dem Plutofraten willkommen sein, der mit eiserner Faust die Masse wieder zur Arbeit zwingt und dem Kapital neue glanzende Wirkungsmöglichkeiten schafft. Muffolini erfreut sich darum bei den Bankiers vom Inp eines Mellon großer Sympathien und eines weitgehenden Rredites. Diese haben wohl erkannt, daß die fascistische Diktatur feine bloße Gintagsfliege ift. Dazu ift sie zu sehr auf den Materialismus der Massen eingestellt. Was gelten die einige Tausend von selbständig denkenden Menschen, denen die individuelle Freiheit über äußeres Wohlleben geht! Die große Menge gibt sich damit zufrieden, daß sie arbeiten kann und zu effen hat. Und wenn ihr der Diftator dazu noch zu schmeicheln versteht, wie Mussolini dies tut, dann hält sie zu ihm durch did und dunn, auch wenn sie gelegentlich spuren muß, wie sehr der Selbstherrscher sie verachtet.

Das fascistische Regime hat bis heute eine glückliche Hand gehabt in seiner Finanzpolitik. A. de Stefani, der erste Finanzminister Mussolinis, und nun Graf Bolvi, dessen Maches folger, haben mit starker Hand eine Steuerprazis gehandhabt, die die Inflation unnötig machte. Gleichzeitig haben sie die Staatsausgaben durch Beamtenabbau herabgesett. Heute hat das italienische Budget einen Ueberschuß zu verzeichnen; der wirkliche Ueberschuß in der letzten Staatsrechnung beträgt über eine halbe Milliarde Lire. Das ist zweisellos ein starker Ersolg der italienischen Finanzverwaltung, ein Ersolg, um den sie manche andere Regierung beneiden könnte.

Dieser Erfolg hängt eng zusammen mit Mussolinis Gewerkschaftspolitik. Der Duce selbst bezeichnet die Organisation der Arbeit, wie sie im Syndikatsgeset vorliegt, das am 1. Juli nächsthin in Kraft treten soll, als seine größte Leistung. Nun soll es also keine Lazzaroni mehr geben in Italien. Iegliches Faulenzen ist gesehlich verboten. Das dolce kar niente, bisher das gottgewollte Borrecht eines glücklichen Bolkes auf dem Lido in Benedig und Neapel, ist vom italienischen Boden verbannt und darf künftig nicht mehr in Dantes Sprache zitiert werden. Ieder Italiener muß einer der 15 Kategorien oder Gewerkschaften ans

gehören, in das das Syndikatsgeseth die Arbeit einreiht. Mussolini hat eine Theorie verwirklicht, über die er-seiner= zeit als sozialistischer Redaktor mit marxistischen Gleichgesinnten halbe Nächte durch diskutiert haben mag. Doch ist die fascistische Zwangswirtschaft scharf unterschieden von der marxistischen Planwirtschaft; diese will möglichst viel verstaatlichen — auf alle Fälle die Broduktionsmittel und die Rohstoffe —, jene steht auf dem Boden des absoluten Privateigentums. Nur daß der Unternehmer das Wohl des fascistischen Staates als oberste Maxime anerkennen muß. Mussolini ist aber so flug, daß er das Rapital nicht unnötigerweise mit einschränkenden Bestimmungen belastet. schon unter Stefani - die Rominalität der So hat er -Effektentitel, die Besteuerung des ausländischen Rapitals und die Erbschaftssteuer abgeschafft und damit dem Rapital das Gefühl der Sicherheit gegeben, das dieses nötig hat, um sich frei der Produktion zur Berfügung zu stellen. Muffolini und feine Leute find dem Geld gegenüber gang nur Realisten. Sie nehmen es, wie es ist und jagen feinen Utopien nach.

Weniger Rücksicht nimmt die fascistische Wirtschafts= ordnung auf die übrigen wirtschaftlichen Einrichtungen, wie sie sich unter dem Liberalismus gebildet hatten. Das Ge= set von Angebot und Nachfrage in der Preisbildung für Ware und Arbeit wird aufgehoben. Löhne und Preise werden durch staatliche Schiedsgerichte geregelt. Und alle Entscheide sind inappellabel; da gibt es nur das sich Drein= fügen. Was trägt es ab, aus Unzufriedenheit etwa den Beruf aufzugeben und in einen neuen überzugehen? Italien ist beute jeder Mensch eingeordnet und kontrolliert, und wenn er als Verdrossener eine Berufskategorie verläßt, so wird er in der andern als Berdrossener angemeldet und dementsprechend behandelt. Auch das Auswandern ist im heutigen Italien kein empfehlenswerter Weg; denn der italienische Fascismus verfolgt seine Dissidenten bis ans Ende der Welt. In Ländern, die an Italien angrenzen, sind sie so sehr unter der Kontrolle, daß auch die Regierung des Gastlandes ihre Versammlungen nicht vor Ruhestörungen durch Fascisten schützen fann.

Das Syndikatsgeset ist eine Art Rombination von mittelalterlichem Zunftzwang und bolschewistischer Uebersorganisation. Seine Anwendung wird im fascistissierten Italien weniger Widerstand erfahren, als dies in vielleicht jedem andern westeuropäischen Lande der Fall wäre. Die Einzelsheiten der neuen Ordnung sind bei uns noch zu wenig bestannt geworden, als daß wir uns über ihre Auswirkungen ein einigermaßen richtiges Bild zum voraus bilden könnten.

Ein Schlaglicht auf das neue Italien werfen die jungst bekannt gewordenen Magnahmen des Wirtschaftsrates in Rom, die den Zwed verfolgen, die Landeserzeugnisse zu vermehren und ihre Breise herabzuseten. Eine dieser Gesethes= vorlagen will den Luxus einschränken; sie bestimmt, daß vom 30. Juli 1926 bis jum 30. Juni 1927 der Bau von Luxus=Gebäulichkeiten verboten ist. Die Bautätigkeit hat sich lediglich auf Volkshäuser und Wirtschaftsgebäude das Bürgertum und die Angestellten zu beschränken. Ferner ist vom 1. Juli 1926 an bis auf neue Verfügung hin das Eröffnen von neuen Bars, Cafés, Patisserien, Dancings usw. Die Maximal-Seitenzahl der Tagesblätter wird perboten. auf 6 Seiten beschränkt, und vom 1. Juli an werden die Arbeitgeber ermächtigt, die Arbeitszeit um eine Stunde pro Tag zu verlängern.

Schärfer könnte das fascistische Italien seine Berachtung für internationale Zusammenarbeit und Bölkerbundspolitik kaum formulieren, als dies in diesem letzen Geseteserlaß getan ist. Man weiß, daß der Achtstundentag im Washingtoner Uebereinkommen als die Grundlage der wirtschaftlichen Zusammenarbeit der Länder aufgestellt worden ist. Er ist auch die Schwelle, über die die Bölker zum sozialen Frieden glauben schreiten zu müssen aus der richtigen Erkenntnis heraus, daß man dem geistigen und moralischen Aufstieg der Arbeiterschaft Zeit zur Verfügung stellen

muß. Muffolini, ehemals ein Rämpfer für den Achtstunden= tag, streicht mit einem Federzug dieses Ideal seiner Jugend und der gangen sozialdenkenden Menschheit durch. Der Effekt ist abzuwarten. Italien geht einer wirtschaftlichen Blüteszeit entgegen; zweifellos. Wit staatlicher Anseuerung werden Tausende von Wohnhäusern, Kanäle, Straßen, Eisenbahns linien, Eleftrizitätswerfe, Tunnel, Safen, Bader gebaut; Die Armee wird mit Kriegsschiffen, Flugmaschinen, Kanonen ausgerüstet; Schulen werden gegründet, Sportpläte eröffnet; Rom wird um= und ausgebaut; bald soll es die schönste Stadt Europas sein. Gewiß, solcher Arbeitseifer schafft Ronjunttur und Reichtum. Aber wie wird Muffolini und seine Fascisten die große Aufgabe lösen, vor die jede solche nationale Wirtschaftsblute Die Leiter eines Staates stellt, wenn das Rapital zu seiner sinngemäßen Auswirkung den Rrieg nötig hat und ihn verlangt. Werden sie das zu Wohlstand gehobene Bolt in den Rrieg und damit ins Elend führen, oder werden sie eine Lösung ohne Krieg anstreben. Dies ist Italiens Schicksalsfrage — und wohl auch die Schicksals= frage Europas.

Heute noch kann man nur mit Beängstigung der italienischen Entwicklung folgen. Mussolini macht aus seiner Feindschaft gegen den Bölkerbund keinen Hehl
mehr. Man schreibt ihm die Absicht zu, den Bölkerbund
zu sprengen. Dies scheint nach der neuesten Krise gar keine
so unmögliche Sache zu sein. Spanien ist entschlossen, dem
Beispiele Brasiliens zu folgen und aus dem Bölkerbunde
auszutreten. Italiens Austritt könnte dann das Zeichen
zur allgemeinen Deroute werden.

Schon jest überschattet Mussolinis Bölkerbundsseindschaft Europas Politik. Die Rleine Entente, bisher die Bormauer Genfs im Osten, läßt Zeichen der Zersetung merken. Italien wirbt unablässig und eifrig um die Gunst Jugosslaviens und Rumäniens. Und es gewinnt hier an Boden in dem Maße, wie Frankreich dort an Ansehen verliert. Rumänien ist innerlich längst von Frankreich abgefallen, das pazifistisch orientiert ist, und um Bessardien und die Dobrudscha kaum mehr den rumänischen Bundesgenossen und Soldaten zur Verfügung stellen wird. Italien dagegen hat ein wachsendes Heer und wachsende Kriegslust und ist gewillt, davon irgendwie Gebrauch zu machen, natürlich gegen Kompensationen.

Wie sehr die Freundschaftsbestrebungen zwischen Italien und Jugoslavien bloß Bedürfnis der Diplomaten sind und nicht innere Notwendigkeit, bezeugen die Unruhen in kroatischen und serbischen Städten gegen die von Nintschitsch mit Mussolini geschlossenen Berträge. Sie werden vom jugovischen Bolke selbst als unmoralisch abgesehnt.

Einzig Benesch, der Außenminister der Tschechoslowakei, scheint seinen völkerbundsfreundlichen Weg, unbeirrt der italienischen Bedrohung, weitergehen zu wollen. Beinahe aber hätte ihn eine innerpolitische Krise zu Fall gebracht. Er war mit einer Obstruktion seiner Parteigenossen, den Nadikalsozialisten, nicht einverstanden und gab dem durch Austritt aus der Partei Ausdruck. Konsequenterweise mußte er sein Mandat der Partei zurückgeben und dem Staatspräsidenten die Demmission vorlegen. Masarenk aber nahm die Demmission nicht an und bestimmte Benesch, auf dem Bosten zu bleiben, auf dem er dem Lande schon so vorzügliche Dienste geseistet hat. Borkäusig ist Benesch also noch tschedischer Außenminister, aber seine Stellung ist durch das Borkommnis arg geschwächt und Mussiolini könnte möglicherweise den Triumph erleben, daß sein Gegenspieler in der Kleinen Entente aus der Reihe der Kämpfer für ein kollektivistisch geordnetes Europa austritt.

Immer schwächer wird so die antisascistische Phalang. So hat denn Musselini nicht länger gezögert, Frankreich offiziell seine Forderungen für die Neuordnung in Marokko anzumelden. Was wird daraus entstehen? Einstweisen hat Briand geantwortet, Italiens Ansprüche seien im Tangervertrage endgültig ersedigt worden und eine Marokkofrage existiere nur für Spanien und Frankreich.